

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand, Island Nebr., Donnerstag, den 16. Mai 1918

Der Hund.

Skizze von M. Schoepf.

Jedes Jahr im Hochsommer kam Baron Wibleben für zwei Monate nach Strolzin. Zwei Tage vor seiner Ankunft wachte es der Gutsherr, denn es fand sofort eine gründliche Reinigung der Kuhställe statt, der Hof wurde sauber gefegt, die Fenster im Gartenpavillon gepulvt und alle Tagelöhnerfrauen wuschen Röde und Schürzen für sich und die Kinder, um den Herrn gebührend empfangen zu können. Der Baron fand auch immer alles sehr nett, lobte den Lehrer, der mit seiner Kinderschar irgend ein Loblied sang, triff ein hübsches Mädchen, das ein Gesicht sagte, in die Wangen, wunderte sich, daß Frau Bühlgen schon wieder einen Säugling auf dem Arm hatte — letztes Jahr war's doch ebenso gewesen, — und lud den Pfarrer, der jedesmal dieselbe Ansprache hielt, für den nächsten Tag zu Tisch ein. Der hollte dann zur bestimmten Zeit den Inspektor ab — zwölf Monate freute sich dieser auf die Ehre — und beide waren entzückt von der jovialen Art, mit der der Gutsherr sie empfing. Der erfuhr in dieser Stunde alles, was er von ihnen wissen wollte: von den Angelegenheiten der benachbarten Gutsherrschaften an bis zu den Liebchaften der Dorfchönen. Und am Schluß des Besuchs kam immer dieselbe Frage: „na, lebt denn der alte Weber noch?“ „Ja“, sagte dann der Pfarrer mit einem Donnesblick nach oben, „er lebt noch und auch die Frau erfreut sich noch blühender Gesundheit.“ Dann wunderte sich der Baron. „Also immer noch! Der Mann muß doch bald hundert Jahre alt sein!“ Der Pfarrer wagte eine sehr bescheidene Berichtigung. „Doch nicht ganz, Herr Baron. Er zählt achtundsechzig und sie ist zwei Jahre jünger.“ „So, so; und immer noch rüstig und vergnügt! Wahrhaftig, unsere Bauern haben uns Großstädtern viel voraus!“ Bei dieser Bemerkung räusperte sich der Inspektor, um ganz leisen Widerspruch zu erheben, wenigstens was die Rüstigkeit und das Vergnügen der alten Leute betraf. Aber der Baron hob die Tafel auf und verabschiedete sich von seinen Gästen.

Doch der Inspektor hatte recht. Von Vergnügen und Rüstigkeit war bei den Alten wirklich nicht mehr viel übrig geblieben. Ihm hatte die Last der Jahre und harte Arbeit den Rücken gekrümmt. Wie ein altes, müdes Tier bewegte er sich vorwärts, das Gesicht zur Erde gewandt, die knochenigen, kraftlosen Arme vom Körper abgehängt, als ginge er noch hinter der Schieblarre, schlüpfend der Gang, schon das Auge in dem rüchlichen, salzenreichen Gesicht. Und ihm glich das Weib, mit dem er fünfundsüßzig Jahre gelebt. Seitdem sie ihr kleines Besitztum dem Sohne abgetreten, lebten sie in der baufälligen Hütte jenseits des herrschaftlichen Parkes. Sie wollten den Kindern nicht zur Last fallen. Sie bekamen von ihnen Kartoffeln und Brot; Holz gab die Halbe, und ein paar Grolsch verdienen man noch im Tageslohn. Da brauchte man das bisschen Ersparte nicht einmal anzugreifen.

Sie beklagten sich nie, murkten nie, waren niemals unzufrieden. Regelmäßig gingen sie an jedem Sonntag, an jedem Festtag zur Kirche und schlossen die Gutsherrschaft mit derselben Innigkeit in ihr Gebet ein wie den König und ihre Kinder. Und wenn drüben im Schlosse gefestert wurde zum Empfang des Barons, dann schuerte die Alte auch das Loch, das sie ihre Küche nannte und das Stübchen, dessen einziger Schmuck die Geranie am Fenster war. Vielleicht fiel's dem gnädigen Herrn doch mal ein, nach ihnen zu sehen. Er war so gut! Er hatte ihnen einmal zehn Mark geschickt für ein warmes Tuch für die Alte. Und im letzten Jahr durften sie sich jeden Sonntag, so lange die Herrschaft anwesend war, vom Schlosse des Essen holen.

Sie sprachen nicht viel miteinander. Sie konnten sich so genau, daß sie die Worte nicht bedurften. Stundenlang saßen sie schweigend nebeneinander auf der Holzbank. Sie beobachteten von da aus ihre Ziege, die auf der Dorfwa graste. Kam jemand vorüber und bot ihnen die Tageszeit, dankten sie mit kurzem Kopfnicken. Es war ihr Stolz, daß man sie im Dorfe hochachtete.

In diesem Sommer hatten sie außer der Ziege noch einen Hund. Einnes Tages hatte er vor der Hütte ge-

legen und trotz Schelten und Schlägen und Stoßen war er nicht zu bewegen, seinen Platz zu verlassen. Er war ein hübscher, alter, struppiger Rüder, in dem sich zwanzig Rassen vereinigt zu haben schienen; und er bäumte sich er aus, ein Knochengewühl, über das ein göttliches Fell gezogen ist. Während hatten die Alten auf das Zimmervieh herabgeschaut, das selbst vor dem schweren Holzschuh des Mannes nicht schaute. Aber da hob es den Blick, den dunklen Schatten des Ausgestoßenen und stieß einen Klagelaut aus, wie sie ihn von einem Tier noch nie gehört zu haben meinten. „Gieb ihm doch zu fressen“, sagte Weber zornig zu seiner Frau, „Durst wird er haben.“ Und er vermied es, das arme Geschöpf anzusehen. Und die Frau gab ihm nicht nur Wasser, sondern auch Kartoffeln und Brot. Und sie saßen beide auf der Holzbank und sahen zu, wie er es gierig verschlang. Sie machten auch keine Versuche mehr, ihn zu verscheuchen, und Bello, so nannten sie ihn nach dem Windhund des Gutsherrn, gehörte fortan zum Hause.

Und er zeigte sich dankbar, ach, so dankbar. Auf Schritt und Tritt begleitete er die Alten. Für jede Brotkrume leckte er demütig die Hand des Webers und was in seinen Krallen stand tat er, um sich für all die Güte erkenntlich zu zeigen. Er schien es als seine heilige Pflicht anzusehen, fortan das Haus zu schützen, das er von jedem Vorübergehenden bedroht glaubte. Denn sobald sich jemand näherte, fuhr das gute Tier wütend aus irgend einem Hinterhalt hervor, schnappte nach den Waden der Flüchtenden und klaffte und bellte mit ungläublicher Hornnädigkeit. Dann lehrte er mit gesträubtem Fell und böse murrend, aber doch sichtbar stolz und siegesfroh zu den Alten zurück, die es wegen seiner Aufmerksamkeit lobten und streichelten. Noch rührender war seine Befolgung nachts. Da sah er vor dem Ziegenstall, die Schnauze bis zum Himmel aufgerichtet, die spitzen Ohren zurückgelegt und heulte mit einer Ausdauer und einer Kraft, die eigentlich unnatürlich war. Zudem lag ein eigentümlicher Zaubersound in dieser Stimme. Nach den ersten Tönen schon erscholl die Antwort eines andern Wächters aus einem benachbarten Gehöft; und wenige Minuten später heulte und klagte und winselte es zum Himmel empor, aus zwanzig, dreißig, vierzig Stellen. Hin und wieder wurde es einem Bauern doch zu viel und der Sängers seines Hofes verstummte plötzlich nach einigen kläglichen Schmerzenslauten. Die meisten Leute aber schliefen nach der schweren Arbeit des Tages so fest, daß sie auch von noch größerem Lärm nicht aufgeweckt werden würden. Die alten Webers kümmerte es gar nicht; sie waren beide schwerhörig. Bello aber kam am Morgen demütig und schweißbedeckt, aber völlig erschöpft zu seinem Herrn gekrochen. Der traute ihm den Kopf und sagte: „Du bist ein guter Hund.“ Und nun packte der Alte auf, und Bello konnte ein paar Stunden schlafen. Er war sicherlich überzeugt, daß er in einem äußerst aufreibenden Dienst stand.

Nach kurzer Zeit erzeute er sich im Dorfe eines für einen Hund außerordentlich guten Rufes. Er war wachsam und treu und fraß nicht viel; lauter gute Eigenschaften. Natürlich gab es auch einige Mängel, zu denen diesmal auch leider der Pfarrer gehörte, der an leistem Schlosse litt. Da aber die Webers großen Anhang hatten, bestielt auch er seine Gedanken für sich. Vielleicht rißte ihn auch die Liebe, die die beiden Alten dem Hunde entgegenbrachten. Die stumpfe Gleichgültigkeit, die er so oft an ihnen bemerkte, war einer gewissen Lebhaftigkeit gewichen, die aber immer dem Köder galt. So, als wärmten sich ihre alten Herzen an der Eingebung und Zärtlichkeit und Treue dieses Tieres, als empfanden sie noch einmal den Nuzenshauch, den Liebe nun einmal verbreitet. Und eigentlich hatten sie ja auch niemanden. Ihre Kinder waren ihnen fremd geworden, seitdem jene selbst Kinder hatten; vielleicht seufzten sie gar unter der Last, die ihnen durch die wenn auch geringe Unterstützung der Alten aufgebürdet wurde. Sie wußten nichts von Treue und Dankbarkeit. Die Notdurft des Lebens ließ sie nur immer an ihre täglichen Sorgen denken.

Der Hund aber —

Die Alten wurden unruhig, wenn er für eine Stunde von seinem Platz vor der Hütte verschwand. Sie sprachen nicht darüber. Aber bald humpelte der Mann bis zum Brunnen, um mit von den Händen beschatteten Augen die lange Dorfstraße hinauszusehen. Bald hinkte die Frau

zur Ziege — vielleicht erspähte sie ihn irgendwo. Und kam er, noch leuchtend von irgend einem fahlgelben Schirm, trauten sie ihm den göttlichen Kopf und war eines von beiden allein mit ihm, zankte er auch gutmütig über sein Wegbleiben; und Bello wedelte demütig mit dem Schwanz, als hätte er um Verzeihung, und leckte die zitternde Hand, die ihm Wasser reichte, und nahm seine Pflichten mit doppeltem Eifer wieder auf.

Die wenigen trüben Gedanken, die sich die Webers machten, gingen mit dem Baron zusammen; wenn der es nur nicht übernahm, daß sie den Bello nach seinem Hunde genannt hatten. Eigentlich war's ja eine Frechheit. Aber es hing so hübsch. Sie waren in den Namen ganz verliebt.

Der Gutsherr war indessen so beschäftigt, daß er sich um das, was in der Weberschen Hütte vorging, wirklich nicht kümmern konnte. Die Jagd begann und aus allen Himmelsrichtungen fanden sich Freunde mit und ohne Frauen ein, die sich auf Strolzin seit Jahren ihre Kundschaft gaben. Der Ort war plötzlich so lebhaft geworden, als sei eine warme Quelle entbrennt. Die Dörfler standen gaffend und staunend vor ihren Häusern, wenn die reizenden Frauen vorbeirrten oder saßen; sie staunten, wenn der Postbeamte eine ganze Tasse voll Briefe im Schloß abzuliefern hatte; wenn die Diener mit Kisten und Paketen dahineilten und die Kutschknechte von den Herrentritten erzählten, die in der Küche zu sehen waren. Am größten aber war ihr Entzücken über eine junge Dame, die in einem großrotten Kleid und einem riesigen Federhut zu sehen war. Sie betrachteten sie wie ein seltenes Tier und war sie außerhalb des Parks, liefen ihr die Kinder nach. Sie war für die Strolziner erscheinend die Hauptperson der diesjährigen Saison.

Für den Baron auch. Sie war irgend eine entfernte Cousine seiner Schwägerin und mit dieser hierher gekommen. Und da sie in dem Gerüche stand, ein außerordentlich veredeltes Mädelchen zu sein, tat Herr von Wibleben alles, um ihr den Aufenthalt angenehm zu machen. In ihrem Zimmer standen die köstlichsten Blumen; die hübschesten Möbel waren hineingeschafft. Eine Junger war nur da, ihre Wünsche entgegen zu nehmen, und die ganze Krone eines guten, schönen Ahorns mußte sehr zum Grimm des Gärtners abgeschritten werden, damit die junge Dame freie Aussicht auf den Pferdestall hatte, den sie sehr liebte. Webers machten den anderen Gästen die Bemühungen des Hausherrn viel Vergnügen. Daselbst reizende Spiel wiederholte sich alljährlich, nur daß diesmal die Partnerin eine andere war.

Am zweiten Tag ihrer Anwesenheit kam Fräulein Gerda sehr verstimmt und äußerst ungnädig in den Pavillon, wo der Koffer serviert wurde. Die herrlichen Rosen neben ihrer Tasse entlockten ihr nicht einmal ein Lächeln und die Art, mit der sie eine Tasse starken, schwarzen Kaffees forderte, obgleich sie ihn sonst nie süß und weiß genug bekommen konnte, störte Wiblebens Verlangen ein. „Wie haben gnädiges Fräulein geschlafen?“ fragte er demütig.

„Schlecht!“ sagte sie zornig. „Schlecht! Ich will nicht hoffen, daß irgend etwas verfaulmt worden ist —“ er warf einen Blick auf die Verfaulmten, als suche er da den Schuldigen.

„Verfaulmt?“ In ihrem Kerger geriet sie die schöne La France, so daß sie in einer Hand den Stiel, in der andern die Blüte hatte. „Verfaulmt? Wollen Sie sich denn über mich noch lustig machen? Raum eine Stunde habe ich während zwei Nächten geschlafen! Wenn man Gäste hat, quartieren man sie doch nicht in Zimmer, die über den Hundeställen liegen! Ich reife mit dem Mittagsszug.“

„Weber den Hundeställen?“ Er begriff nichts. Man sah es ihm an.

„Ja“, sagte ein alter Weidmann, der sich nur noch für die Jagd interessiert, „das muß man ihnen lassen, Baron, Ihre Meute scheint vorzüglich zu sein. Aber Sie sollten sie ein wenig enfternter unterbringen. Jeder kann den Standaß doch nicht tragen.“

Geistvoll war Wiblebens Gesicht in diesem Augenblicke nicht. „Meine Meute? Aber ich versichere Sie —“ Der Alte lachte.

„Mir kann's ja egal sein. Ich schloß — und wenn Sie neben mir einen Schießplatz hätten, auf dem Tag und Nacht geübt wird. Aber die Dame —“

den Inspektor.“ befaß er einem Diener. — Der Inspektor kam.

„Die Herrschaften beklagen sich über den Lärm nachts. Sie haben nicht schlafen können“, sagte der Baron. Nur mühsam bewahrte er seine Ruhe.

„Das habe ich mir schon gedacht“, entgegnete der Mann mit der Miene eines Menschen, der sich freut, einmal wieder recht gehabt zu haben. „Sie treiben's aber auch zu toll.“

„Was? Zum Donnerwetter, welche Sie — was ist's denn —“

„Mit Verlaub, Herr Baron — die alten Webers —“

„Die Webers?“ Der Baron war sarkastisch; „diese alten Leute —“ „Ja, da fängt's an“, befragte der Inspektor, „und dann geht's die Straße ununter an der Kirche vorbei und dann so zum —“ er beschrieb einen Kreis in der Luft. „Wir haben uns schon dran gewöhnt. Der Herr Baron schlafen im linken Flügel, da hört man's nicht so. Gah, der Pastor ist auch schon ganz wild,“ und er lachte über das Gesicht mit seiner höflichen Schabensfreude, der man auf dem Lande öfter begegnet.

Wibleben nickte sich auf einen Stuhl. „Aber das ist — das ist ja ganz unmöglich —“

„Na,“ meinte der Inspektor gutmütig, „wenn der Herr Baron das Beste erst gesehen hat —“

„Welches Beste?“

„Den Bello mein' ich, mit Verlaub —“

„Den Bello —“ der Baron sah sich an die Stirn. Seine Gäste zeigten größtes Interesse.

„So haben sie ihn genannt. Saitan war richtiger gewesen —“

„hm, ich werde selbst nachsehen —“ Sie können gehen —“

Als sie allein waren, wandte sich Wibleben mit finster gefurchter Stirn an seine Gäste. „Heute Nacht werden Sie schlafen, meine Herrschaften, mein Ehrenwort!“ Und noch einen beschwörenden Blick auf die erzürnte Gerda werfend, verließ er den Pavillon.

Die alten Webers wußten vor Ehrfurcht kaum, wie sie dem Herrn entgegen treten sollten. Die Ehre war beinahe zu groß. Und wie gültig er seine Worte sprach, und wie er sich so neben den Alten auf die Holzbank, trotzdem die Frau immer wieder knirschend auf die offene Haustür wies, und zeigte für alles das regste Interesse. Aber während er vom Wetter sprach und von der Ernte und von dem guten Aussehen der Leute, während er ihnen einen Haufen aus dem ersten Treiben versprach und für Sonntags wieder das Essen aus der herrschaftlichen Küche, ruhten seine Augen voll grimmiger Feindseligkeit auf dem zottigen Köder, der ihm gegenüber saß und keinen Moment seine runden, schwarzen Augen von den glänzenden Stiefeln des Barons wanderte.

„Ein schöner Hund“, sagte endlich der Besuch. Weiß Gott, es kostete ihn Ueberwindung ein solches Lob zu spenden. „Wie lange haben Sie ihn denn schon?“

Der Alte sah das Vieh zärtlich an. „Drei Monate hind's wohl schon; oder vier. Ja, vier werden's sein. Kurz vor Ostern kam er zu uns.“ Und er erzählte umständlich die Geschichte von Bellos erstem Erscheinen. „Wir haben's nicht bereut, Herr Baron“, schloß er, „wir haben nur Freude an ihm. Keinen läßt er ins Haus, so schlau ist er, und wenn man ihm was sagt, versteht er's wie ein Mensch. Sehen Sie mal, Herr Baron, wie er uns anguckt. Jedes Wort versteht er, glauben Sie's mir, jedes Wort!“

„hm“, machte der Baron und schien den Köder zu torieren, „und wascham ist er auch? Ich meine, 3. B. nachts —“

Weber lachte vor Vergnügen. „Na, das muß ich dem Herrn Baron sagen — der macht die ganze Nacht kein Auge zu, da können Sie ruhig sein.“

Auch die Frau lachte und wiederholte es. „Nicht ein Auge.“

Wibleben dachte an Fräulein Gerda's wütendes Gesichtchen und sein Haß gegen dieses wachsame Tier stieg ins Riesenhafte. Trotzdem sah er's bewundernd an.

„So ein Tier könnte ich schon brauchen“, sagte er nachdenklich. „Wieviel soll's kosten? Wahrhaftig, je länger ich es mir betrachte, desto besser gefällt's mir. Na, wie war's?“

Die beiden alten Leute sahen sich schau an. Auf ihren braunen, runzligen Gesichtern lag deutlich ein angestrebtes Widerstreben, aber auch die schlafliche Ergebenheit dem Herrn gegenüber. Sie wußten nicht, was sie antworten sollten.

Der Maschinenflug.

Schnell in mancher Hinsicht dem Vogelflug.

Wenn man den Maschinenflug als die Nachahmung des Vogelfluges bezeichnet, so ist dies nur bedingt und bis zu einem gewissen Punkte richtig. Gewiß hat der anatomische Bau des Vogelförpers als Vorbild gedient; aber die Funktion ist beim natürlichen Flieger eine andere wie beim künstlichen. Beim Vogel dienen die Flügel als Tragflächen und Fortbewegungsorgan zugleich, beim Aeroplan ist dieses Organ die vom Motor angetriebene Schraube.

Allerdings ist der natürliche Vogel oft genug direkt kopiert worden in Form des sogenannten Schwingenflitzers, bei dem die Tragflächen beweglich sind und den Flügel Schlag nachahmen. Keine dieser Konstruktionen jedoch hat ein brauchbares Resultat ergeben, und was an verwertbaren Flugmaschinen heute existiert, entspricht ausnahmslos dem alten von uns bekannten Prinzip des Schraubenfluges.

Es gibt aber immer noch Techniker, die behaupten, mit der alleinigen Verwendung dieses Prinzips befände sich die Flugzeugtechnik auf einem toten Geleise. Man möge die Motorstärke immerhin vergrößern und das relative Motorgewicht noch weiter verkleinern, zu einer so rationalen Kraftverwertung, wie sie der Vogelflug der Natur darstellt, werde man niemals auf dem genannten Wege gelangen. Dieser Einwand ist ohne Frage berechtigt; indessen ist es mehr als zweifelhaft, ob jemals mit der direkten Nachahmung des Flügel Schlages ein besseres Resultat erzielt wird, als heute, ja, ob es damit überhaupt jemals gelingen wird, eine Maschine zum Fliegen zu bringen, da sich die Beweglichkeit des natürlichen Flügels mit seiner feiner differenzierten Empfindlichkeit überhaupt wohl niemals wird nachbilden lassen.

Es fragt sich aber, ob nicht unter der Beibehaltung des jetzigen Prinzips dennoch ein Fortschritt nach der Seite größerer Kraftökonomie möglich ist. Für diesen Fortschritt ist niemand überzeugter eingetreten, als ein Schweizer, Karl Steiger in Kliffberg, der sich mit dem Flugproblem schon zu einer Zeit wissenschaftlich befaßte, als dieses für 99 Prozent der Menschheit noch gar nicht existierte. Seine erste größere Arbeit („Vogelflug und Flugmaschine“) hat er schon 1891 in München veröffentlicht. 1911 ließ er ein Werk über Flugwiderstand und Segelflug folgen, und neulich wieder hat er in der Zeitschrift des Schweizerischen Aeroklubs die letzten Ergebnisse seiner Studien und Versuche wiedergegeben.

Er geht von der bekannten Tatsache aus, daß die großen Sturmvo-

gel (vor allem der Albatros) Hunderte von Kilometern über dem Meere zurücklegen, ohne die mindeste Flügel Schlagbewegung auszuführen, ja daß sie selbst gegen den Wind mit vollstündiger Flügelruhe vorwärtskommen. Um nicht eine Aufhebung des Gesetzes vom Parallelogramm der Kräfte annehmen zu müssen, glaubten die hervorragenden Gelehrten, die Sache nur so erklären zu können, daß diese Vögel imstande seien, aufsteigende oder ab- und absinkende Luftströmungen nutzbringend in Eigenbewegung zu verwandeln. Damit erklärt sich aber nicht, daß die Vögel konstant gegen einen ihnen entgegenwehenden Wind vorwärts kommen.

Steiger gelangt nach theoretischem und experimentellem Studium der Anatomie dieser Vögel, der Gelenk- und Federanordnung u. s. w., zum Schluß, daß der Albatroskörper in Wirklichkeit auch die direkt entgegenwirkenden Luftströmungen aufzunehmen und zu verwerten versteht. Das Tier kann also ohne eigene Arbeit bei jedem Winde aufsteigen und sich vorwärts bewegen. Mit einer Nachahmung des anatomischen Baues jener Vögelkörper wird man in der Aeroplanotechnik natürlich nicht vorwärts kommen, sondern es wird sich darum handeln, die gewonnene Erkenntnis im Rahmen der Technik derart zu verwerten, daß der Nutzeffekt ein größerer wird, als bei den heutigen Apparaten.

Freier Zutritt.

Der unter der Regierung des Kurfürsten Maximilian Joseph lebende bayerische Kammerpräsident Graf R. gestattete nur denen den Zutritt zu sich, welche diese Vergünstigung durch ein Geschenk erkaufen. Als er starb und seine Leiche zur Schau ausgestellt wurde, fand man in München an den Strakenenden einen Zettel angehängt, auf welchem es hieß: „Heute läßt sich Graf R. zum erstenmal umsonst sehen.“

Manuskript Heringsgeschäft.

An und für sich sind alle Gewässer Alaska's, von der Nordhälfte des Dixon-Sees nordwärts bis nach der Beringsee, sehr reich an Herings und waren es stets; aber bis vor kurzem waren dieselben, obwohl man ihren Wert als menschliches Nahrungsmittel allgemein kannte, geschäftlich schonbe vernachlässigt worden. Soweit man hier überhaupt Herings fang, dachte man fast nur an ihren Wert für Del und Kunstfischer, und in solcher Art brachte das Geschäft verhältnismäßig wenig ein und kam nicht über bloß örtliche Bedeutung hinaus.

Neuerdings jedoch vollzieht sich ein bedeutender Wandel in dieser Beziehung. Die europäische Ausfuhrperiode auf Herings hat die Aufmerksamkeit alaskanischer Fischer mehr als jemals auch auf diese Volksspeise gelenkt, und es finden sich mehr und mehr Einmünder, welche Herings ebenfalls zu einmünden wie die arktischen Seeische. Zum ersten Male wird die Herings-Industrie zu einer der großen Industrie in dieses Territorium, und man gibt sich der Hoffnung hin, daß der Aufschwung kein bloß vorübergehender sein wird!

Zu der Saison von 1917 fingen zwei oder drei Gefährte an, große Mengen Herings einzumünden — zunächst weil der Laichfang in ihrer Nachbarschaft unerwartet dürrig ausgefallen war. Aber sie verkauften die Herings sehr gut, und infolgedessen erweiterte sich diese Nahrungsindustrie erfreulicherweise immer mehr! Eine einzige Firma zu Holibut Cove machte 6000 Fässer ein und verkauften sie in Seattle zu \$23 das Faß; ihre eigenen Kosten betragen pro Faß \$6.40!

Eintraglich. Erster Stellener: „Wieviel verdient Du monatlich?“

Zweiter Stellener: „D, ich bin sehr zufrieden; bei uns essen viele Nachbarn, da kann man sich beim Abdecken ihren nach Heringslust!“

Widertpruch. „Was da unten jetzt für ein Lärm auf dem Kontor ist. Die Angestellten scheinen über Tisch und Bänke zu springen!“

Natürlich; da ist ja jetzt stille Zeit!“

Dilemma. — Heiratsobermüller: Mein Beruf ist ein schrecklich schwerer; Bediene ich meine Kunden schlecht, dann kommen sie nicht wieder, und Bediene ich sie gut, dann kommen sie erst recht nicht wieder.

gel (vor allem der Albatros) Hunderte von Kilometern über dem Meere zurücklegen, ohne die mindeste Flügel Schlagbewegung auszuführen, ja daß sie selbst gegen den Wind mit vollstündiger Flügelruhe vorwärtskommen. Um nicht eine Aufhebung des Gesetzes vom Parallelogramm der Kräfte annehmen zu müssen, glaubten die hervorragenden Gelehrten, die Sache nur so erklären zu können, daß diese Vögel imstande seien, aufsteigende oder ab- und absinkende Luftströmungen nutzbringend in Eigenbewegung zu verwandeln. Damit erklärt sich aber nicht, daß die Vögel konstant gegen einen ihnen entgegenwehenden Wind vorwärts kommen.

Steiger gelangt nach theoretischem und experimentellem Studium der Anatomie dieser Vögel, der Gelenk- und Federanordnung u. s. w., zum Schluß, daß der Albatroskörper in Wirklichkeit auch die direkt entgegenwirkenden Luftströmungen aufzunehmen und zu verwerten versteht. Das Tier kann also ohne eigene Arbeit bei jedem Winde aufsteigen und sich vorwärts bewegen. Mit einer Nachahmung des anatomischen Baues jener Vögelkörper wird man in der Aeroplanotechnik natürlich nicht vorwärts kommen, sondern es wird sich darum handeln, die gewonnene Erkenntnis im Rahmen der Technik derart zu verwerten, daß der Nutzeffekt ein größerer wird, als bei den heutigen Apparaten.

Freier Zutritt.

Der unter der Regierung des Kurfürsten Maximilian Joseph lebende bayerische Kammerpräsident Graf R. gestattete nur denen den Zutritt zu sich, welche diese Vergünstigung durch ein Geschenk erkaufen. Als er starb und seine Leiche zur Schau ausgestellt wurde, fand man in München an den Strakenenden einen Zettel angehängt, auf welchem es hieß: „Heute läßt sich Graf R. zum erstenmal umsonst sehen.“

Manuskript Heringsgeschäft.

An und für sich sind alle Gewässer Alaska's, von der Nordhälfte des Dixon-Sees nordwärts bis nach der Beringsee, sehr reich an Herings und waren es stets; aber bis vor kurzem waren dieselben, obwohl man ihren Wert als menschliches Nahrungsmittel allgemein kannte, geschäftlich schonbe vernachlässigt worden. Soweit man hier überhaupt Herings fang, dachte man fast nur an ihren Wert für Del und Kunstfischer, und in solcher Art brachte das Geschäft verhältnismäßig wenig ein und kam nicht über bloß örtliche Bedeutung hinaus.

Neuerdings jedoch vollzieht sich ein bedeutender Wandel in dieser Beziehung. Die europäische Ausfuhrperiode auf Herings hat die Aufmerksamkeit alaskanischer Fischer mehr als jemals auch auf diese Volksspeise gelenkt, und es finden sich mehr und mehr Einmünder, welche Herings ebenfalls zu einmünden wie die arktischen Seeische. Zum ersten Male wird die Herings-Industrie zu einer der großen Industrie in dieses Territorium, und man gibt sich der Hoffnung hin, daß der Aufschwung kein bloß vorübergehender sein wird!

Zu der Saison von 1917 fingen zwei oder drei Gefährte an, große Mengen Herings einzumünden — zunächst weil der Laichfang in ihrer Nachbarschaft unerwartet dürrig ausgefallen war. Aber sie verkauften die Herings sehr gut, und infolgedessen erweiterte sich diese Nahrungsindustrie erfreulicherweise immer mehr! Eine einzige Firma zu Holibut Cove machte 6000 Fässer ein und verkauften sie in Seattle zu \$23 das Faß; ihre eigenen Kosten betragen pro Faß \$6.40!

Eintraglich. Erster Stellener: „Wieviel verdient Du monatlich?“

Zweiter Stellener: „D, ich bin sehr zufrieden; bei uns essen viele Nachbarn, da kann man sich beim Abdecken ihren nach Heringslust!“

Widertpruch. „Was da unten jetzt für ein Lärm auf dem Kontor ist. Die Angestellten scheinen über Tisch und Bänke zu springen!“

Natürlich; da ist ja jetzt stille Zeit!“

Dilemma. — Heiratsobermüller: Mein Beruf ist ein schrecklich schwerer; Bediene ich meine Kunden schlecht, dann kommen sie nicht wieder, und Bediene ich sie gut, dann kommen sie erst recht nicht wieder.